

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 279.

Dienstag, 20. Oktober.

1931.

Spur auf der „Atlanta“ / Roman von Werner E. Hinz.

(25. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ich habe seine Flucht nicht begünstigt!“
„Nicht? — So, — und warum haben Sie sich nicht durch Hilferufe bemerkbar gemacht...?“

„Weil ich mich durch ihn nicht bedroht fühlte!“
Schlag auf Schlag folgten Frage und Antwort einander. Atemlos verfolgten die übrigen dieses sich immer mehr zuspitzende Rededuell. Nur die Fürstin schien erregt eingreifen zu wollen. Sie kam nicht dazu. Blikartig warf Senius seine nächste hin: „Sie wußten aber, daß er von uns als der Täter verfolgt wurde?“

„Ich wußte es — und wußte ebenjogut, daß er unschuldig war — höchstens ein Opfer unglücklicher Indizien!“

„Ist Ihnen klar, daß Sie sich durch Ihr Verhalten verdächtig gemacht haben?“

„Verdächtig — — ich?“

„Ja — Sie, die doch eigentlich das größte Interesse an der Entdeckung des Täters und der Wiederherbeischaffung des Schmudes hatten, lassen den Mann, gegen den sich unser Argwohn richtete, entfliehen! — Das läßt sich nicht recht miteinander vereinbaren, Komtesse!“

„Was wollen Sie damit sagen, mein Herr?“

„Das wissen Sie ganz genau! — Warum begünstigten Sie Kerstens Flucht?“

„Weil ich wußte, daß er unschuldig ist, und daß Sie sich täuschen mußten...“

Die abwehrende Handbewegung des anderen unterbrach sie.

„Lassen Sie, Komtesse! — Wenn Sie es nicht tun, muß ich Ihnen den wahren Grund für Ihre Handlungsweise nennen! — Sie schützen ihn, weil... Sie ihn schützen mußten, — weil Sie mit ihm gemeinsame Arbeit machten!“

Keines Wortes mächtig schrie Annja auf.

Esten Lundquist riß das Wort an sich: „Herr Senius, ich verstehe nicht, wie Sie zu einer derart... wahnwitzigen Behauptung kommen können! — Annja mit diesem Verbrecher im Bunde? — Das spricht ja aller Vernunft Hohn!“

„Das meinen Sie!“ gab der Andere gereizt zurück. „Aber wenn Sie sich die Zusammenhänge logisch überdenken...“

„Ich sehe darin keine Logik...“

„Lassen Sie, Esten —“ Annja war aufgesprungen und trat mit blickenden Augen auf den Detektiv zu. „Wagen Sie noch einmal diese Unverschämtheit zu wiederholen, mein Herr.“

„Im Gegenteil — ich wage noch mehr! — Ich wage, sie zu beweisen!“

„Beweisen...?“ schrie die Fürstin schrill dazwischen.

„Annja — Kind — was soll das heißen...?“
„Laß, Mama, das ist ja alles Wahnsinn, was dieser Mensch da sagt...“

Ein erregtes Durcheinander der Stimmen. Siemssen tauchte hastige Worte mit Hessenkamp, die Lundquists versuchten, Senius das Unhaltbare seiner Behauptungen klar zu machen.

„Die Komtesse hatte doch keinen Grund dafür, mit diesem Kersten...“ beteuerte Hilmar atemlos.

Nur William Knight saß in seinem Sessel und lächelte verwundert.

„Ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit, meine Herrschaften!“ verschaffte sich jetzt Senius Gehör, der den Einwurf Hilmars gar nicht beachtet hatte.

Unwillkürlich trat eine bellommene Stille ein. Es war, als ob man ahnte, daß jetzt der große Schlag fallen würde. Die Komtesse stand schwer atmend an dem Tisch gelehnt. Neben ihr die Fürstin hatte die Lehne ihres Sessels umklammert.

Senius hatte hastig in die Tasche gegriffen. Jetzt legte er sorgfältig Stück um Stück den Schmud auf den Tisch.

Annja stieß einen leisen Schrei aus. Ihre Mutter hatte sich halb erhoben und starrte nur immer wie gebannt auf die glitzernden Edelsteine.

„Nicht wahr, das ist der verschwundene Schmud?“ fragte Senius langsam und überlegen.

„Ja — ja —!“ Das Mädchen stammelte es fassungslos.

Die übrigen schwiegen verblüfft, nur Hessenkamp wechselte mit dem Kapitän ein verständnisloses: „Was soll das nun wieder heißen...?“

Bis mit einem Male wieder Senius scharf und schneidend das Wort nahm: „Ihr Schmud, Komtesse, den Sie nicht ungeschickt unten im Materialraum des Schiffes versteckt hatten!“

„Ich?“ Annja schien dem Umsinken nahe.

„Ja, Sie! — Man hat Sie dabei beobachtet — —!“

„Das — das ist — eine gemeine Verleumdung — —!“ stieß sie leuchtend hervor.

„Das Leugnen ist zwecklos! — Kapitän, beordern Sie ein paar Matrosen herbei und lassen Sie die Komtesse verhaften! — Sie haben hier die Oberbefehlsgewalt!“

20.

Siemssen war aufgesprungen. Eine jähe Rote übergoß sein Gesicht. Er schien etwas sagen zu wollen, aber schon hatte sich Hessenkamp an seinen Kollegen gewandt und sprach auf ihn ein.

Senius winkte erregt ab. Er hatte nur Augen für Hilmar, der sich leichenblau halb von seinem Sitz erhoben hatte und zu seinem Bruder hinüberstarrte: „Esten... Esten... wie...“

Esten Lundquist zuckte die Achseln, neigte sich langsam vor und sagte mit tonloser Stimme: „Es hat keinen Zweck mehr, meine Herren! Jetzt muß ich es sagen! — Ich bin der Täter — —!“

„Sie?“ — Mit schreckensstarrem Ausdruck hefteten sich Annjas Augen auf den Schweden.

„Ja —“ Er senkte den Kopf.

Lähmendes, bestürztes Schweigen. Keiner schien auch nur eines Wortes fähig.

Nur der falsche Professor Gregius nickte vor sich hin, als wollte er sagen: Das habe ich gewußt! — Er war es auch, der nach einigen Augenblicken an Esten das Wort richtete: „Bitte — erklären Sie uns den näheren Zusammenhang!“

Der ander stöhnte. „Das kann ich nicht — jedenfalls nicht jetzt!“

Dann wäre es wohl besser, wenn die Fürstin und Komtesse Annja die Kabine verlassen würden? schlug Senius vor.

„Ja! — Ich bitte darum!“
Wortlos erhoben sich die beiden Frauen und gingen aus dem Raum. Der Kapitän geleitete sie noch bis an die Tür.

„So“, nickte Senius. „Nun haben Sie das Wort, Herr Lundquist! Ich darf wohl von Ihnen erwarten, daß Sie uns nach diesem Geständnis die völlige Wahrheit sagen werden!“

„Das werde ich!“ versicherte der andere mit heiserer Stimme. Er holte tief Atem und begann dann stotternd: „Es ist furchtbar, daß das alles so kam — aber — es war stärker als ich! — Es begann vorgestern abend auf dem Maskenball. — — — Ich . . . liebte die Komtesse — und sie gab mir schon in Paris zu verstehen, daß ich auf nichts zu hoffen hatte. — Ich wußte nicht mehr, was ich tat! Der Plan zu dem Diebstahl des Schmuckes entstand in mir, als ich mich vor dem Ball in der Kabine der Fürstin befand. Ich dachte, daß die Komtesse, Ihres letzten Bestes beraubt, mich vielleicht erhören würde. — Es war Wahnsinn, — dieser Plan! — Dann, während des Balles, bat mich die Fürstin, Annja ihre Handtasche zu überbringen. Die Tasche wurde mir aus der Hand gerissen — das wissen Sie ja. Dabei fielen die Schlüssel heraus. Ich nahm sie an mich. — Später hatte ich mit der Komtesse eine Aussprache, aus der ich deutlich ersehen konnte, daß sie nie die Meine werden würde. — Ich trank — und das nahm mir den Rest meines inneren Widerstandes. —“ Er verstummte für einen Augenblick und preßte den Kopf zwischen die Hände. Dann fuhr er langsam und tonlos fort: „Ich begab mich in die Kabine der Fürstin und öffnete den Safe. Basil kam hinzu. Er erkannte mich nicht, da ich die Maske noch vor dem Gesicht trug. Erbittert stürzte er sich auf mich, packte mich an der Kehle. Ich taumelte zurück, stützte mich gegen den Tisch — und plötzlich hatte ich das Briefmesser in der Hand. — Blindlings stieß ich zu. Dann nahm ich den Schmuck an mich und entfloh. — — — An der Bar versuchte ich, durch einige Trinks wieder ins Gleichgewicht zu kommen. — Darauf ging ich an den Tisch der Fürstin — — und das übrige wissen Sie ja!“

Erschöpft hielt er inne und fuhr mit der Hand über die Stirn, auf der ein leichter Schweiß perlte.

„Ein Widerspruch ist noch in Ihrem Bericht!“ nahm Hesselkamp nach einer kurzen Pause das Wort. „Die Komtesse behauptete doch, Sie hätten den Ball nicht verlassen . . .“

Senius unterbrach ihn hastig. „Das kann ich Ihnen erklären. Die Komtesse hat sich geirrt. Gewiß, sie sah immer einen blauen Domino im Tanzsaal, — aber dieser Domino war nicht Esten! — Nicht wahr —“, wandte er sich an Hilmar. — „Sie hatten sich doch gleichfalls einen blauen Domino verschafft und wollten versuchen, sich in demselben Kostüm, das auch Ihr Bruder trug, an Komtesse Annja heranzumachen?“

Der junge Schwede nickte wortlos.

„Und — warum taten Sie das?“ — Senius wartete eine Antwort nicht ab, sondern fuhr fort: „Weil Sie eifersüchtig waren auf Ihren Bruder — das war der Grund, nicht wahr? — Weil Sie wissen wollten, wie die Komtesse über ihn dachte — — oder ob Sie hoffen durften, ihre Zuneigung zu erringen —“

Wieder nickte Hilmar Lundquist.

Der andere erhob sich und trat zu Hesselkamp und dem Kapitän: „So, nun wäre das Rätsel wohl endgültig gelöst. Zu Herrn Lundquists Geständnis wäre kaum noch etwas hinzuzufügen!“

William Knight, der die ganze Zeit über, von den übrigen kaum beachtet, dageessen hatte, schien das Wort ergreifen zu wollen, allein Hesselkamp kam ihm zuvor.

„Gewiß, dieses Geständnis hat alles aufgeklärt. Dieses Geständnis —“, er lachte gereizt — „hat Sie sogar vor einer großen Blamage gerettet, mein Lieber! — Die Beschuldigung der Komtesse war . . .“

„. . . Bluff! — Das wollten Sie doch wohl sagen?“ fiel ihm der andere überlegen ins Wort. „Oder sollten Sie noch nicht begriffen haben, daß ich in dieser Form nur vorging, um Esten Lundquist moralisch zu zwingen, die Wahrheit zu gestehen, die — das gebe ich zu — ich sonst wohl schwerlich aus ihm herausbekommen hätte.“

Ich bin nämlich fest davon überzeugt, daß sein Bruder, der seine Schuld ahnte, ihn in jeder Weise geschützt und verteidigt hätte — nur um ihren Namen nicht bloßzustellen! — Ist es nicht so, Herr Hilmar Lundquist?“

„Ja —“ gab der Gefragte zögernd zu.

Hesselkamp schien noch immer nicht zufrieden zu sein. „Also, Sie wußten, daß Esten der Täter war? — Dann werden Sie mir vielleicht auch erklären können, wie es kam, daß wir seinen Bruder gestern nacht beim Verbergen des Schmuckes beobachteten?“

„Aber gewiß, mein Lieber! — Die Lösung dieser Frage liegt in einer Tatsache: Hilmar Lundquist war nicht der Verfolgte, sondern selbst ein Verfolger! Er beobachtete nämlich seinen Bruder, der den bis dahin in der Kabine aufbewahrten Schmuck besser verstecken wollte! — Der Zusammenhang wurde mir klar, als Sie mir berichteten, daß an Stelle des erwarteten Hilmar sein Bruder Esten als Erster in die Kabine zurückkehrte. Dafür gab es nur eine logische Lösung, eben daß Hilmar seinen Bruder verfolgt hatte. Er kam dann nach ihm in die Kabine, und aus dem Gespräch, das wir belauschten, konnte man ja unzweifelhaft den Zusammenhang entnehmen! — Es stimmt doch so, wie ich es darstellte?“ wandte er sich plötzlich an Hilmar.

Der schrak nervös zusammen, um schließlich langsam zu erklären: „Ja, es ist so gewesen! — Als Sie mir von dem blauen Domino erzählten, den Sie in der Nähe der Kabine der Fürstin gesehen hatten, tauchte in mir der Verdacht auf, daß nur Esten es gewesen sein könnte — und deshalb folgte ich ihm auch gestern nacht, als er den Schmuck versteckte —“

„Haben Sie noch etwas dazu zu sagen, Herr Esten Lundquist?“ fragte Senius nun.

„Nein — was soll ich denn sagen? — Ich bin es gewesen — — und ich bereue, was ich getan habe! — Ich habe nur noch eine Bitte, meine Herren: ersparen Sie mir hier an Bord die Schande einer Verhaftung! Lassen Sie mich in meiner Kabine! — Wenn wir an Land kommen, werde ich mich den Behörden stellen — und — büßen.“

Senius wechselte einen hastigen Blick mit dem Kapitän. Dann nickte Siemssen: „Ich glaube, daß ich Ihnen das gestatten kann!“

„Ich danke Ihnen, Herr Kapitän —“ Er erhob sich schwankend. „Komm, Hilmar, begleite mich in die Kabine —“

Langsam und ohne einen Blick auf die Zurückbleibenden verließen die Beiden den Raum.

Senius blickte ihnen achselzuckend nach. „Es war eine Affekthandlung! — Ich bin nur neugierig, was die Richter dazu sagen werden!“ meinte er dann.

„Unsere Sorge!“ Siemssen hatte sich hastig erhoben. „Gott sei Dank, daß das alles nun seine Klärung gefunden hat!“ (Schluß folgt.)

Herbst in der Verbannung.

Nach dem Chinesischen des Thufu von Hans Bethge,
Der Reif des Herbstes, der wie Jade schimmert,
Liegt auf den zarten Zweigen der Platanen,
Die ragen bleich und weß in dünner Luft.

Durch das Gebirge, durch die Felsenkluchten
Jagt kalter Wind; er fängt sich in den Bäumen,
Und seine Seufzer irren durch das Laub.

Wild reißt er von den Gipfeln die Gebilde
Der Wolken nieder, fein wie Mattenpfen,
Und mischt sie mit dem grauen Dunst der Welt.

Ich bin in der Verbannung. Zweimal schon
Sah ich durch meine sehnsuchtsvollen Tränen
Die üppige Pracht der Chrysanthemen blühn.

Ich bin wie eine Barke, die am Ufer
Durch Eisenketten festgehalten wird, —
Die holde Heimat liegt unendlich fern.

Die Sonne geht. Ich höre von den Hügeln
Den Schlag der Drescher auf die harten Tennen, —
Ein Lied, das wie das Herz noch ganz zerreißt!

Mein Herr Sohn, der Säugling.

Von Wolfgang Federau.

Seine erste Tätigkeit bestand darin, den Daumen zum Munde zu führen und daran zu lutschen. Aber das genügte bald nicht mehr. Er nahm die weiteren vier Finger seiner rechten Hand zur Hilfe, und das bedeutet also, daß er offenbar von Anfang seines Daseins bestrebt ist, den Mund recht voll zu nehmen. Sicher ist ihm die Erkenntnis schon jetzt aufgegangen, daß man mit Bescheidenheit nicht vorwärts kommen kann im Leben. Woraus mir die Hoffnung erwächst, daß er es weiter bringen wird als sein Vater.

Die Pflegerinnen, die um ihn herumgehen, nennen ihn den „Mein Herrn“.

Denn er hat keine Haare auf dem Kopf. Nicht die Spur von Haaren. Nur einen zarten seidigen Schimmer, der die Stelle andeutet, wo die Haare einmal hinkommen sollen.

Und er hat einen kleinen Einschnitt auf der Nase, so eine Art Sattel. So, als hätte er schon viele Jahre hindurch eine Brille getragen und sie nur eben erst einmal abgelegt, aus Bequemlichkeit gleichsam. Oder vielleicht auch hat er sie in jenem dunklen Lande, aus dem er eben erst zum wachen Dasein aufgetaucht ist, liegen gelassen. Wer kann das wissen? Außerdem sieht er vergrämt aus.

Die Schwestern in Häubchen und Schürze haben ganz recht, wenn sie ihn den alten Herrn nennen.

Was am meisten ins Auge fällt bei diesem kleinen Wesen, das sind seine Ohren. Sie sind sehr groß.

Alle, die das Kind gesehen haben, sahen zuerst seine Ohren. Worauf sie übereinstimmend meinten: „Wirklich — ganz der Vater“.

Soll man sich darüber ärgern? Ist das eine Beleidigung?

Nein — ich ärgere mich nicht — ich bin sogar stolz darauf. Stolz auf meine Ohren und stolz auf die meines Sohnes.

Denn von verlässlicher, von unbedingt vertrauenswürdiger Seite habe ich mir sagen lassen, daß große Ohren ein Zeichen von Intelligenz sind.

Vielleicht hört man mehr, wenn man so große Ohren hat. Vielleicht wird mein Sohn einmal sogar das Gras wachsen hören. Das wäre beinahe mehr als ich erwarten und erhoffen darf.

Freilich — die Ohren des jungen alten Herrn sind sehr weich. Weich, rosig, durchscheinend. Fast ohne Knorrmasse. In dieser Beziehung ist er mir unähnlich.

Aber auch das ist ein Vorteil. Ich beobachtete ihn, als er sein zweites Frühstück einnahm. Und ich sah, daß er seine Ohren bewegen konnte. Daß er mit ihnen flappen konnte. Wie ein Elefant! Wenn's dabei bleibt, ist mir um die Zukunft meines Sohnes nicht bange. Ein Mensch, der mit den Ohren flappen kann, hat vor anderen schon viel voraus. Er kann, was hunderttausende nicht können. Sein künftiger Beruf ist deshalb beinahe schon vorgezeichnet. Er wird, wenn alle Stränge reißen, Clown. Das ist eine gute Sache, eine einträgliche Sache. Man denke an die Brüder Fratellini. Haben die Sorgen? Nein — sie haben keine Sorgen. Es sei denn die eine, ihre Mitmenschen zum Lachen zu bringen.

Das ist ein hoher, ein hehrer, beinahe ein heiliger Beruf. Lachen ist so gesund. Und wer das fertig bringt, in dieser trostlosen Zeit andere Menschen Lachen zu machen, der ist mindestens so viel wert, wie ein guter Arzt.

Von den Augen meines Sohnes habe ich noch nicht viel gesehen. Seine Mutter behauptet, sie wären blau. Wenn sie sagen würde: braun, so müßte ich ihr das auch glauben, einstweilen. Aber natürlich sagt sie blau, weil sie selbst blaue Augen hat.

Ich habe nichts gegen blaue Augen, natürlich nicht. Schließlich wünscht ja jede Mutter, auch von ihrem eigenen Ich in ihrem Kinde etwas wieder zu finden. Man muß ihnen diese kleine Freude gönnen, nicht wahr? Weil sie doch auch nicht ganz unbeteiligt an der Entstehung eines neuen Erdenbürgers ist.

Und ich bin ganz damit einverstanden, daß sich mein Sohn in der Farbe seiner Augen nach seiner Mutter richtet. Weil ich schon dafür sorgen werde, daß er sich in allen anderen nach mir, seinem Vater, richtet.

Im übrigen haben alle kleinen Kinder blaue Augen!

Ich habe heute zugehört, während mein Sohn sich aus seiner natürlichen Nahrungsquelle seinen Magen füllte. Ganz ohne Nahrung, aber sehr ernsthaft, sehr nachdenklich und höchst interessiert habe ich zugehört. Der alte Herr hat von meiner Existenz, von meinem Dasein bisher noch keine Kenntnis zu nehmen gerührt. Manchmal hat er das linke Auge zu einem kleinen Schlitz geöffnet — das gab ihm ein ipekybubisches und verwegenes Aussehen. Aber, wie

gesagt, wir sind noch in keinen richtigen Kontakt mit einander gekommen.

Das liegt wohl zum Teil daran, daß jeder von uns bei den bisher seine eigenen Erfahrungen gemacht hat. Und auch unsere Weltanschauung ist offenbar einstweilen noch grundsätzlich verschieden. Ich reiße die Augen groß auf, wenn ich nur irgend einen Lichtstrahl wittere — ich bin in meiner ganzen Stimmung so abhängig von der Sonne — mein Sohn hingegen zieht Dunkelheit vor. Das sind Gegensätze, die sich nicht sogleich überbrücken lassen.

Einmal kraulte ich ihn am Kinn, und mir schien es, daß er lächelte. Aber gewiß war das ein Irrtum — es dauert ja immer einige Zeit, bis Kinder anfangen zu lächeln. In den ersten Tagen sind sie ernst und jedem Aufheiterungsversuch gegenüber ablehnend. Sie stehen der Natur noch zu nahe, die kein Lächeln kennt. Tiere lachen ja auch nicht. Auch etwas empört darüber, denke ich, daß man sie in diese Welt hineingestellt hat, ohne sie zu fragen.

Später verliert sich das. Später lachen sie viel und gern. Und es dauert eine ganze Reihe von Jahren, ehe sie sich wieder zu der Erkenntnis durchgerungen haben, daß es auf dieser Erde eigentlich nicht sehr viel zum Lachen gibt.

Diejenigen, bei denen diese Erkenntnis nie kommt, die, denke ich, sind glücklich.

Wenn ich ein verantwortungsvoller Staatsbürger wäre, müßte ich mir vielleicht jetzt schon den Kopf zerbrechen, was aus meinem Sohne einmal werden soll, wie ich sein Leben gestalten möchte.

Aber ich denke nicht darüber nach — ich habe nicht die geringste Lust, es zu tun.

Ich denke nur daran, wie schön es sein wird, in drei, vier Jahren, wenn wir zu Weihnachten gemeinsam auf dem Teppich liegen, auf dem Bauche kriechen und Eisenbahn spielen. Wie köstlich das sein wird. Weil ich doch immer so gern mit meiner Eisenbahn gespielt habe, als ich selbst noch ein Kind war.

Vielleicht kommt das wieder. Vielleicht kommt das wirklich noch einmal wieder. Daß ich für die Puppen und den Puppenwagen meiner Ältesten keine besondere Leidenschaft empfinde, will ja nichts besagen.

Die Kindesmutter ist müde und will schlafen. Mit einer höflichen Verbeugung verabschiede ich mich von meinem Sohn — von meinem Herrn Sohn.

Durch den schmalen Schlitz seines linken Auges blickt er über mich hinweg, durch mich hindurch.

Was bin ich für ihn? Einstweilen noch — heute noch: ein Land, ein Nichts.

Demütig ziehe ich mich zurück.

Seine Majestät das Kind nimmt den Daumen! . . .

Ein Jubiläum.

Von Bert Schiff.

An einem Herbstmorgen 1881 sah der Ingenieur Emil Rathenau seine spärlich eingelassenen Postfächer durch. Er stieß auf einen dünnen Brief, länglichen, ungewohnten Formates. Eine Freimarke der USA. war daraufgeklebt. Er riß den Brief auf, las das schlechte Deutsch, das mit englischen Brocken funterbunt vermischt war. Er blieb in dem Rauberwisch an einem unterstrichenen Satz hängen. Der unbekannte Schreiber behauptete darin, daß er „eine graue, sensationelle Erfindung vorgenommen“. Er würde ihm diese Erfindung demonstrieren, wenn er noch rechtzeitig auf die Weltausstellung nach Paris käme. Unterschrieben war das ungelante Schreiben mit Edison, einem fremden, bis dahin gänzlich klanglosen Namen.

Emil Rathenau hatte kurz zuvor seine Eisengießerei verkauft, die dicht hinter dem Hause in der Chausseestrasse lag, mitten im Arbeiterviertel Berlins, weil sie sich schlecht rentierte. Er suchte nach einem neuen Arbeitsfeld und fuhr deshalb nach Paris.

Nicht Tage später kam er von der Weltausstellung zurück, packte aus seinem Kofferchen ein zerbrechliches Gerät.

Der Werkmeister Kilian stand im blauen Schloßerlittel daneben.

„Vorsicht, Vorsicht!“ rief Emil Rathenau, fuhr mit der Hand nervös über die helle Glase. Endlich kam aus den vielfachen Papierhüllen eine Glasbirne zum Vorschein.

„Zum draus trinken is' dat woll nich?“ fragte neugierig und mit gutmütig überlegenem Lächeln Meister Kilian, rieb sich die Finger am blauen Kittel, ehe er sie berührte, denn in den tiefen Rissen seiner Hände, die einer zerklüfteten Landschaft glichen, war der schwarze Fabrikruß hängen geblieben, obgleich er sie gründlich geseift.

„Aee, nee! Die Hauptsache kommt erst“, sagte Rathenau, zog behutsam ein graues Kästchen hervor, halb so groß wie eine Zigarettenliste, aus dem umwickelter Draht hing,

stellte es auf den Tisch und schob den zwölfjährigen Walther mit dem Ellenbogen zurück, der hereingestürzt kam und den Kopf mit den aufmerksamen Augen sogleich weit vorstreckte.

Dann brachte er unter Herzschocken den Draht mit dem birnenförmigen Glas irgendwie in Berührung und siehe, da glühte drinnen ein Licht auf!

Es war der milde Schein eines feinen, glühenden Drahtes, kein aufloderndes Aufflammen wie bei der Gaslampe überm Tisch, an der Frau Mathilde gerade wieder herumzuschrauben mußte, weil sie wegen der falschen Luft gluckste. In Emil Rathenaus Antlitz zuckte es beglückt. Die Sache klappte.

Alein Frau Mathilde meinte nachsichtig und mitleidig, als blide sie auf ein krankes Kind: „Ein sehr schwaches und gebrechliches Ding“.

Wertmeister Kilian ging einige Male um den Tisch herum, betrachtete das Gerät von vorne und hinten und fragte dann: „Soll wohl 'ne Puppenküche beleuchten, 'n Spielzeug für kleine Kinder? Wie?“

„Rein, nein!“ wehrte sogleich Rathenau gekränkt ab. Er stieß die weißen Manchettenröllchen, die sich beim Herumhantieren immer wieder vorstoben, ärgerlich zurück, rief, sich wie ein Prophet ereifernd: „In fünf Jahren wird diese elektrische Birne in allen Straßen leuchten! In allen Schaufenstern, allen Stuben! In jeder Fabrik, in jedem Kuhstall!“

Dann wandte er sich wieder erregt gegen Frau Mathilde und Meister Kilian: „Die Franzosen gingen in Paris an Edison genau so achselzuckend wie ihr hier um mich herum. Ich aber habe ihm sogleich alle europäischen Patente in Bausch und Bogen abgelaufen!“

Auf Meister Kilian machte das gar keinen Eindruck. „Na ja, man wird ja sehen“, sagte er, knöpfte seinen Kittel zu: „Mir wärs lieber gewesen, du wärst bei der Eisengießerei geblieben“, meinte Frau Mathilde im Frankfurter Dialekt, der bei ihr immer wieder durchbrach, obgleich sie bereits fünfzehn Jahre in Berlin lebte.

Emil Rathenau widelte das Modell hastig wieder ein, als fürchte er, daß durch diesen Kleinmut die Brennkraft geraubt werde.

Kilian ging mit unglaublichem Stirnrünzeln hinaus. Auch Walther trieb sich bald wieder draußen auf dem Fabrikhof, von dem das unaufhörliche Surren der Transmissionsen lockend hereindrang, zwischen den Arbeitern und Werkstücken herum.

Aber es erwies sich, daß Emil Rathenau ein glücklicher, wirtschaftlicher Wunschtrutzengänger gewesen, daß sein Spürsinn auf eine ergiebige Wasserader gestoßen war.

Fünf Jahre später leuchteten die elektrischen Birnen von Paris bis Kraslaw, im Glas das Fabrikzeichen der AEG, die Kilian in allen Erdteilen errichtete, von Südamerika bis Japan und damit einem Heer deutscher Arbeiter Brot und Lebensmöglichkeit verschaffte.

Aristokratisches Asyl . . .

Von Paul A. Schmitz.

Ja, der Herrensit in Sainte Genieve des Bois, einem kleinen Dorf unweit Paris, ist ein wahrhaft aristokratisches Asyl. Aristokratie und Asyl, das scheinen Begriffe, die nicht zu verbinden sind. Aber in Sainte Genieve sind sie verbunden. Hier haben mehr denn zweihundert russische Adlige, ehemals Angehörige des Zarenhofes, die durch den Sturmwind der russischen Revolution in alle Welt hinausgewirbelt wurden, ein Ruheplätzchen fürs Alter gefunden. Hier haben sich zweihundert Menschen, denen das Lebensgebäude jäh zusammenstürzte, versucht, ein neues aufzubauen. Ihm Inhalt und Sinn zu geben. Hier leben Menschen in einem Asyl, die sich einst am fürstlichsten Hof Europas, am Zarenhof, nie einen Wunsch zu verlagen brauchten, und richten sich ein — wie man sich eben in einem Altersasyl einrichtet.

Jedem der Bewohner wurde ein Posten zugewiesen, den er recht und schlecht auszufüllen sucht. Dankbar, unter dem Dach des Herrensit von Sainte Genieve einen Ruhestif gefunden zu haben. Hofkavaliere hantieren als Köche, Kammerfrauen der Zarin als Aufwärterinnen. Fürsten haben Holz für die Küche, Generale und Minister, vor denen einst Rußland zitterte, hantieren im Dunkeln des Kellers als Heizer. Ein Adjutant des Zaren verwaltet die Meierei, und der ehemalige Direktor der technischen Hochschule in St. Petersburg, zimmert die Särge. Jeder fügt sich in das Alltagsleben des Asyls ein, das jedem seine Pflichten gibt, am Abend ist Zeit genug zu nutzlosen Träumen, die das Leben am Tage nur schwer machten.

Alles ist vorhanden im Asyl der letzten Getreuen des Zaren, alles — sogar eine Kapelle und ein Friedhof. Auf dem Friedhof finden die, für die der Direktor der technischen

Hochschule die Särge zimmert, die letzte Ruhe fern der russischen Heimat. Und in der Kapelle betet man für die Opfer der Revolution, deren Gedächtnis verewigt ist auf einer Tafel mit der Inschrift: „Es wurden auf russischem Gebiet bis zum 1. Januar 1926 durch die kommunistischen Organe 31 Bischöfe, 1560 Geistliche, 50 000 Intellektuelle, 320 000 Landwirte, 1 200 000 Soldaten, Arbeiter und Bauern hingerichtet. Friede mit ihnen.“

Außer der Kapelle birgt das Schloß von Sainte Genieve noch ein zweites Heiligtum. Einen Sessel des Zaren, den ein Getreuer aus den Flammen des stürzenden Zarenhofes rettete und nach Frankreich brachte. Er steht unbenuzt in der Ecke des größten Saales wie eine verehrungswürdige Reliquie als Symbol einer vergangenen Zeit, die man nicht vergessen kann. Auf der Rückenlehne des Sessels ist das Zarenwappen gestickt, und die Lehne ist gekrönt von der Krone Rußlands. Über dem Sessel unter rotem Baldachin steht die Büste des letzten Nikolas. Und die Bewohner des Asyls stehen vor dem leeren Thron, Untertanen ohne Herren.

Traumhoffnungen sind es, die die Bewohner des Asyls über Felerabende und Nächte hinüberretten zur Arbeit des nächsten Tages. Phantastereien — aber begreifliche — sind es, die den leeren Thronstuhl, der aus dem Flammenmeer des Palastes in Petersburg gerettet wurde, nicht mehr leer sehen. Es muß etwas geschehen in Rußland, es bereitet sich etwas vor, innerhalb und außerhalb der Heimat. Divisionen Zarentreuer werden in aller Stille gebildet, und wenn man das Zeichen gibt, werden sie aufmarschieren und auch in der Heimat wird sich das Volk erheben gegen Stalin und die Seinen . . . Solch seltsame Hoffnungen und Träume mögen gesponnen werden hinter den Mauern des Herrenhofes von Sainte Genieve, während Stalin über das größte Heer dieser Erde verfügt. Seltsame Hoffnungen, die, wie die Bewohner dieses Asyls, begraben werden in den selbstgezmerten Särgen. Seltsame Träume fürwahr, aber auch sie können manchmal das Leben erträglich machen.

Aus dem dunkelsten New York.

Von E. Van D'Eden.

Eine Straße im dunkelsten New York. Es ist spät abends. Die vielen kleinen Läden sind geschlossen. Vom Bürgersteig aus führt eine steile Treppe in das Souterrain eines der alten heruntergekommenen Mietshäuser hinunter. Am oberen Teil des Geländers hängt zu beiden Seiten ein wackliges, zertraktetes Schild: „Coffee and rolls 5 cents. For men only.“ (Kaffee und Brötchen 5 cents. Nur für Männer.)

Hin und wieder steigen zerlumpte Gestalten die Treppe hinunter. Unten ist ein großer, schlecht beleuchteter, schmukiger Raum. An einem Ende befindet sich eine Bar. Hinter ihr stehen der Eigentümer, zwei vierschrotige tabakkauende Männer und verzapfen sogenannten Kaffee. Ihre einstmals weißen Jacken und Schürzen starren vor Dreck. Zu jeder Tasse gibt es als Zugabe 2 kleine Brötchen.

Tische sind nicht vorhanden. Lange, quer stehende Bänke füllen den Raum aus. Sie haben keine Lehnen. Um diese Zeit sind sie schon beinahe alle besetzt. Nahezu 200 Menschen sitzen gedrängt zusammen. Neuantkömmlinge suchen sich noch einen Platz. Und was für heruntergekommene Gestalten findet man hier. Die übelsten Leidenschaften der Menschheit sind vielen von ihnen auf das Gesicht geschrieben. Unterhaltung wird nur in gedämpftem Ton geführt. Schilder mit der Inschrift: „Loud talking prohibited“ (Lautes Sprechen verboten) sind an den Wänden angebracht.

Alle haben gegessen. Auf was warten sie? Die Uhr, die hinter der Bar hängt, zeigt eins. Einer der Inhaber geht zur Tür, die zur Straße führt und schließt sie. Eisenstangen werden vorgelegt. Nun werden eine Anzahl langer dicker Seile aus einem Nebenraum herbeigebracht. Vor jeder Bank werden sie in Armeshöhe gespannt und an großen Haken, die sich an den beiden Längswänden des Raumes befinden, eingehängt. — — —

Zehn Minuten später. Vornüber gebeugt, auf die Seile gelehnt schläft schon beinahe alles. Man hört nur tiefes Atmen, Schnarchen und hin und wieder heiseres Husten. Vorn an der Bar brennt ein abgedämpftes Licht. Hier sitzt einer der Inhaber und liest Zeitung. — — —

6 Uhr morgens. Manche sind wach. Die meisten aber sitzen noch in unruhigem Schlaf. Plötzlich ertönt eine rauhe Stimme: „Time to get up“ (Zeit aufzustehen). Langsam kommt Leben in die Schläfer. Eine Anzahl aber scheint nicht wach werden zu können. Da beginnen die Eigentümer dieses Schlafraums der Obdachlosen die Seile zu lösen und die Langschläfer fallen nach vorne. Schimpfend stehen sie auf und folgen ihren Leidensbrüdern die Treppe hinauf ins Kalte.